

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 29 (1950)
Heft: 3

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher

Autor: Brügel, J.W. / V.G.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausdruck gegeben. Engels stellte ihn in einem Brief an Margaret Harkneß über «alle Zolas der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft», eben weil er keine Tendenzromane gegen die Bourgeoisie schrieb, sondern sie realistisch darstellend dem Urteil des Lesers überläßt. Und Engels fügt hinzu, daß er mehr Oekonomie von ihm gelernt habe als von allen Historikern und Statistikern zusammengekommen. Auch Marx hat von ihm gelernt, ihn zweimal im «Kapital» zitiert und, in einem Brief an Engels von 1868, ein Stück Mehrwertstheorie bei ihm entdeckt.

Der Kommunismus kann sich also durchaus auf alte sozialistische Traditionen stützen, wenn er Balzac, auch unter Berufung auf George Sand, Victor Hugo, Zola, Jaurès, Anatole France für die geschichtliche Entwicklung in Anspruch nimmt, die vom Traum zur Tat übergeht, wie *Jean Varloot* in einer Universitätsansprache *Balzac Vivant*, deren unverkürzten Text wir in «*La Pensée*» (26), der wissenschaftlichen Zeitschrift des französischen Kommunismus, lesen. Es ist durchaus nicht nötig, den visionären, mystischen, Swedenborgischen Balzac zugunsten des revolutionären preiszugeben, um diesen zu behaupten. Gerade als Visionär sah Balzac, gegen seine eigensten Klassenanschauungen, weit in die Zukunft. Varloot stellt aus Balzacs Werk großartige Stellen zur Begründung seiner These zusammen: den Aufstand der hungrigen Mehrheit gegen die satte Minderheit; die Funktion des Staates als Schutzapparat des Reichtums; die Verwendung der Formel «*L'exploitation de l'homme par l'homme*»; den Satz aus *Facino Cane*: «*Le communisme est la logique vivante de la démocratie.*» Und schließlich sind die tausenden Seiten über die Methoden des neuen Geld- und Strauchrittertums eine realistische Verdammung der gesellschaftlichen Grundlagen, auf denen es beruht.

Die *Année Balzac*, reichend vom 150. Geburtstag im Mai 1949 zum 100. Todestag im August 1950, hat in den französischen Zeitschriften viel Gutes hinterlassen. Summarisch verweise ich auf die Balzacbeiträge in «*Esprit*» (12), «*Europe*» (44, 45, 47—9), «*Mercure de France*» (1037) und in der neuen Schweizer Zeitschrift «*Rencontre*» (1) von *Albert Béguin*.

Felix Stössinger.

Hinweise auf neue Bücher

Julius Braunthal: Auf der Suche nach dem Millenium. 2 Bände, Nestverlag, Nürnberg, 1949. Preis: DM. 11.—.

Während des Krieges hat Julius Braunthal seine Lebenserinnerungen in einem Buch niedergelegt, das englisch erschienen ist. Er hat es nun in der deutschen Ausgabe wesentlich erweitert und stofflich bis 1943 ausgedehnt, so daß aus dem ursprünglichen Werk zwei Bände geworden sind. Schon die Lebensgeschichte dieses aus dem jüdischen Proletariat aufgestiegenen Publizisten, der, aus der österreichischen Arbeiterbewegung hervorgegangen, zu einem der ersten journalistischen Wortführer dieser Bewegung wurde, dem später im englischen Exil der nicht leichte Sprung in die englische Publizistik gelang — der um so schwerer ist, wenn man zugleich der typisch kontinentalen Begriffswelt treu bleibt — und der heute das Amt des Sekretärs der Comisco versieht. Schon die Geschichte dieses mit der internationalen Arbeiterbewegung, der Bewegung in Österreich, Deutschland, England und andern Ländern durch Jahrzehnte eng verbundenen Menschenlebens ist wert, erzählt und gelesen zu werden, zumal Braunthal die geistige und politische Atmosphäre, in der er aufgewachsen ist, liebevoll und eindringlich zu beschreiben versteht. Die ganze heroische Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie seit der Jahrhundertwende zieht, wenn wir Braunthals Buch lesen, an unserem geistigen Auge vorbei, die großen Kämpfe, die großen Siege und die schrecklichen Niederlagen vom

15. Juli 1927 und vom Februar 1934. Die Persönlichkeiten Victor Adlers und Friedrich Austerlitz', Otto Bauers — Braunthals Lehrer —, dessen Andenken das Buch gewidmet ist («Tatsächlich folgte ich ihm sein ganzes Leben lang wie ein Schatten, und je mehr ich von ihm lernte, desto tiefer wurde meine Zuneigung»), und Friedrich Adlers werden treffend charakterisiert und der Kreis um die Wiener «Arbeiterzeitung» von einst höchst reizvoll geschildert. Nicht ohne Erstaunen über das, was unter dem kaiserlich-königlichen Absolutismus möglich war, und was unter keiner der heutigen Diktaturen möglich wäre, liest man den Bericht über einen Besuch, den Braunthal mitten im Kriege in der Uniform eines österreichischen Offiziers bei Friedrich Adler machen durfte, der in der Strafanstalt Stein seine (wegen Erschießung des österreichischen Ministerpräsidenten Stürgk verhängte) langjährige Kerkerstrafe abbüßte. Die beiden — der Häftling und der Offizier — konnten sich ausführlich und ganz offen über die politische Lage unterhalten, und der Gefängnisdirektor nahm an dieser Unterhaltung wohlmeinend und höchst interessiert teil. Äußerst wertvoll ist auch die Beschreibung der Atmosphäre des englischen humanistischen Sozialismus, die den Flüchtling Braunthal empfing, die Erklärung englischer politischer Einrichtungen und die einigen Persönlichkeiten, wie dem Verleger Victor Gollancz und dem Schriftsteller H. N. Brailsford, gewidmeten Charakterskizzen.

Aber so anziehend das Autobiographische an diesem Buch auch ist, seinen wahren Wert erhält es durch die Mischung des rein erzählenden Elementes mit den eingestreuten Maximen und Reflexionen. Braunthal hat es sehr gut verstanden, bei der Beschreibung seiner eigenen geistigen Entwicklung eines der Probleme nach dem andern zu diskutieren, die denkende Sozialisten bewegen müssen und deren ständige Nachprüfung und Neuerörterung auf Grund neu gesammelter Erfahrungen am meisten zur Festigung der sozialistischen Grundauffassungen beiträgt. Braunthal belegt seine Ansichten mit einer imponierenden Fülle von Zitaten, einer Fülle, durch die oft heute schwer zugängliche Perlen sozialistischen Denkens (so Otto Bauers Bemerkungen über die Rolle der Demokratie im Befreiungskampf des Proletariates, aus seinem Referat am Internationalen Kongreß in Wien, 1931) wieder zutage gefördert werden. Die Beziehungen zwischen Ethik und Sozialismus, der angebliche «Materialismus» der sozialistischen Politik und Gedankenwelt sowie die heutige Mißdeutung der Lehren des historischen Materialismus, die Beziehungen zwischen Christentum und Sozialismus, Reformismus oder Revolution, Sozialismus und Krieg, Demokratie und Freiheitsrechte, der Bolschewismus und die Diktatur des Proletariates, die friedliche Revolution, die sich in den Ergebnissen von fünf Jahren sozialistischer Regierungstätigkeit in England ausdrückt, Nationalismus und Internationalismus, die Judenfrage im allgemeinen und die Stellung des Juden in der Arbeiterbewegung, sie alle werden gründlich erörtert und mit den Argumenten des demokratischen Sozialisten beantwortet.

Nur in einem Punkte scheint uns Braunthals Betrachtungsweise nicht genügend tief in die Materie einzudringen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist keineswegs eine spezifisch sozialistische Forderung, sondern im Grunde eine liberale. Daß sie der Sozialismus zu seiner eigenen machte, war historisch durchaus richtig. Trotzdem sollten wir auf Grund der gemachten Erfahrungen überprüfen, ob ein bloßes Beharren auf dem Selbstbestimmungsrecht zur Lösung der uns gestellten Aufgaben genügt. Braunthal nennt das Österreich von den Siegermächten des ersten Weltkrieges auferlegte Anschlußverbot und die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechtes für die Deutschen der böhmischen Länder, die man sich später gewöhnt hat, Sudetendeutsche zu nennen, einen Fehler. Aber kämen wir nicht zu anarchischen Verhältnissen, wenn wir überall auf der integralen Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes bestehen wollten? Ist der Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht dort Rechnung zu tragen, zum Beispiel bei den Sudetendeutschen, wo dessen Verwirklichung das Selbstbestimmungsrecht eines andern Volkes — in diesem Falle der Tschechen — gefährden müßte? Die Forderung nach dem Anschluß an Deutschland war sicherlich nach dem ersten Weltkrieg für Österreich der vernünftigste Ausweg, aber Braunthal berichtet selbst, daß sie in Deutschland auf keine Gegenliebe stieß. War Deutschland verpflichtet, Österreich, da dieses es wünschte, aufzunehmen? 1919 gab es in Vorarlberg eine Volksabstimmung, die eine riesige Mehrheit für den Anschluß an die Schweiz brachte. Die Schweiz verhielt sich taktvoll zurückhaltend, aber wäre sie wirklich verpflichtet gewesen, Vorarlberg zu akzeptieren? Es scheint uns, daß wir mit dem Selbstbestimmungsrecht allein nicht auskommen und

dessen Verwirklichung nur innerhalb der wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten anstreben können. Leider hat die nach dem zweiten Weltkrieg zur traurigen Selbstverständlichkeit gewordene Rückkehr zu den von Wilson verurteilten Methoden, mit ganzen Völkern wie mit Figuren auf einem Schachbrett umzuspringen, den ganzen Fragenkomplex auf das Gebiet einer akademischen Auseinandersetzung verschoben.

Im letzten Kapitel seines Buches versucht Braunthal, die politische Bilanz aus seinen Lebenserfahrungen zu ziehen, und formuliert die politische Philosophie der «Dritten Kraft» im ideologischen Durcheinander der Gegenwart in Form einer eindrucksvollen, an den Erlebnissen der letzten Jahre erhärteten Bekräftigung der Anschauungen des demokratischen Sozialismus. Jeder, der dieses Erinnerungs- und Bekenntnisbuch eines Autors gelesen hat, der das «Land des Sozialismus mit der Seele sucht» — darauf deutet schon der Titel hin —, wird es, innerlich bereichert, aus der Hand legen. *J. W. B.*

Arnold J. Toynbee: Studie zur Weltgeschichte. Wachstum und Zerfall der Zivilisationen. Nach der von D. C. Somervell besorgten einbändigen Ausgabe ins Deutsche übertragen und bearbeitet von F. W. Pick. 462 Seiten. Europa-Verlag, Zürich 1949.

Der englische Historiker Arnold J. Toynbee arbeitet zurzeit an den letzten Teilen eines gewaltigen, auf neun Bände berechneten Werkes «A Study of History». Die Hauptgedanken der ersten sechs Bände sind kürzlich, auf etwa 27 Druckbogen zusammengezogen, auch in deutscher Übersetzung erschienen. Es handelt sich um geschichtsphilosophische Betrachtungen über Wachstum und Zerfall der Zivilisationen. Der noch ausstehende Schluß des Werkes wird unter anderm die «Zukunft der westlichen Welt» behandeln.

Die Methode, deren sich Toynbee bedient, dürfte wohl am ehesten als «vergleichende Geschichtswissenschaft» charakterisiert werden. Auf Grund eines riesigen, den verschiedensten Kulturkreisen und Epochen entnommenen Tatsachenmaterials will Toynbee durch Verallgemeinerung und Aufdeckung von Analogien gewisse Regelmäßigkeiten des historischen Lebens aufdecken, zugleich aber auch grundsätzliche Unterschiede der in der Universalgeschichte beobachteten Zivilisationen herausarbeiten. Eine eigentliche Gesetzmäßigkeit oder auch nur Periodizität der historischen Entwicklung will Toynbee nicht gelten lassen. Deterministische Auffassungen der Geschichte lehnt er ab. Er geht davon aus, daß die menschlichen Gesellschaften durch die jeweiligen gegebenen Umstände vor bestimmte Probleme gestellt werden, und daß es ihnen alsdann anheimgestellt sei, sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. In der Wahl der Probleme sind die Gesellschaften nicht frei, aber ob und wie sie die Herausforderung des Schicksals bewältigen werden, hängt von ihrer Vitalität, von ihrer schöpferischen Kraft ab. Die Beispiele, mit denen Toynbee seine Anschauungen illustriert, erstrecken sich über Jahrtausende und werden aus allen Erdteilen herangeholt.

Im tiefsten Grunde ist Toynbee ohne Zweifel ein religiöser Historiker und überdies mit jener Zivilisation, die man heute die westliche nennt, aufs innigste verbunden. Im Gegensatz zu so vielen andern Ideologen der bürgerlichen Welt ist er aber — gerade als Historiker — sich der Tatsache bewußt, daß es unmöglich ist, den Lauf der geschichtlichen Entwicklung nach Belieben aufzuhalten und die Gesellschaft in einem Zustand, den man bevorzugt, zu konservieren. Er denkt daher auch sehr vorurteilslos über das hergebrachte rechtliche Institut des Privateigentums.

Toynbee ist weit davon entfernt, im Privateigentum etwa einen Bestandteil der «natürlichen» oder «ewigen» Gesellschaftsordnung zu sehen. Er weiß, daß das bürgerlich-kapitalistische Privateigentum, im Rahmen der Universalgeschichte gesehen, zu den gänglichen Kategorien des sozialen Lebens gehört. Früher einmal, führt er aus, wickelten sich die ökonomischen Funktionen innerhalb der Familie ab, später — innerhalb der Nation. Heute aber ist «unter dem Einfluß des Industrialismus die ganze Welt zur Wirtschaftseinheit geworden». Andererseits blieb die überlieferte Einrichtung des Privatbesitzes weiterhin erhalten. Der Industrialismus (lies: Kapitalismus) hat das Privateigentum «mit ganzer Kraft aufgeplustert, den Einfluß des reichen Mannes innerhalb der Gesellschaft erhöht und zugleich seine Verpflichtungen verringert, so daß schließlich eine im vorindustriellen Zeitalter segensreiche Einrichtung halbwegs zu einem sozialen Übel geworden ist». Unsere Gesellschaft sehe sich infolgedessen der Frage gegenübergestellt,

«wie die alte Einrichtung des Privatbesitzes mit der neuen Kraft des Industrialismus in Einklang gebracht werden könne». Eine «friedliche Anpassung» lasse sich «durch eine Verminderung der im Gefolge des Industrialismus auftretenden falschen Verteilung» herbeiführen, «indem der Staat den Privatbesitz mit Bedacht und nach Recht und Billigkeit überwacht und neu verteilt. Durch Pensionen einerseits und hohe Besteuerung andererseits, durch Verstaatlichung der Schlüsselindustrien usw. kann der Staat die Folgen des Industrialismus in einer Welt des Privatbesitzes in neue Bahnen lenken. Überdies dient dies auch dazu, den Staat aus einer Kriegsmaschine in eine Einrichtung zurückzuverwandeln, die er in der Vergangenheit gewesen ist – nämlich in ein Mittel, das dem Wohle aller dient. Schlügen wir in dieser Aufgabe fehl, so würden wir wohl gewaltsame Veränderungen erleben, bei denen ein Staatskommunismus den Privatbesitz entweder überhaupt abschaffen oder doch langsam zum Verschwinden bringen würde. Es scheint keinen andern Weg zu geben».

Man kann sich fragen, ob sich Toynbee dessen bewußt ist, wie sehr er sich, obwohl ein Gegner des Marxismus, gerade mit den zitierten Sätzen dem Marxschen Standpunkt genähert hat. «Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft» – lesen wir bei Marx – «in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb derer sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um» (Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorrede).

Die Maßnahmen, welche Toynbee empfiehlt, um die «Folgen des Industrialismus ... in neue Bahnen zu lenken», haben freilich nichts mit der «Diktatur des Proletariats» zu tun; sie gemahnen indessen recht deutlich an die von der Labour Party in England betriebene Politik.

V. G.

Franziska Baumgarten: Zur Psychologie des Maschinenarbeiters. 82 Seiten. Rascher-Verlag, Zürich 1947.

Die Verfasserin hat ihrer Publikation einen vorsichtig formulierten Titel gegeben und uns so von vornherein nur einen Beitrag «zum» Thema, keineswegs aber dessen umfassende Behandlung in Aussicht gestellt. Also gewarnt absolvierten wir die Lektüre der Schrift mit sehr bescheidenen Erwartungen, die aber doch — es tut uns leid, dies bekennen zu müssen — nicht im mindesten erfüllt worden sind.

Für ihre Arbeit nimmt F. Baumgarten (Privatdozentin an der Universität Bern) den Charakter einer «Untersuchung» in Anspruch. Wie wurde diese Untersuchung durchgeführt? Von einem Fabrikdirektor hat sich die Autorin die Erlaubnis geben lassen, dreißig Arbeiter (vorwiegend ältere) zu «interviewen». Die Interviews dauerten in der Regel 25, ausnahmsweise bis 60 Minuten. Den Arbeitern wurden meist zwölf gleichlautende Fragen vorgelegt; die Antworten wurden protokolliert und nach bestimmten Gesichtspunkten rubriziert. Es kam dabei, wie nicht anders zu erwarten, kein nennenswertes Ergebnis heraus. Von einer «Untersuchung» der spezifischen Psychologie des Maschinenarbeiters kann nicht die Rede sein. Was vorliegt, ist eine schematisch zusammenfassende Reportage über die Antworten, welche von jenen dreißig Arbeitern auf eine Reihe von Fragen (siehe unten) erteilt worden sind.

Die Verfasserin sah wohl voraus, daß man gegen ihre Arbeitsweise methodologische Einwände ins Feld führen werde, und mit einigen prinzipiellen Bedenken hat sie sich auseinanderzusetzen versucht, während ihr andere, wie es scheint, vollkommen entgangen sind.

Vorerst ist zu sagen, daß eine Untersuchung über die Psychologie der Angehörigen einer Berufskategorie sich unter keinen Umständen mit bloß dreißig Exploranden begnügen darf. Bei einer so kleinen Zahl lassen sich zufällige Verzerrungen des Gesamtbildes kaum vermeiden, und es besteht auch keine Möglichkeit der Differenzierung nach Altersstufen, nach Art und Kompliziertheit der Arbeitsfunktionen, nach Kategorien der «Gelernten» und «Ungelernten» usw. Es geht ferner nicht an, die zu befragenden Personen der Belegschaft eines einzigen Betriebes zu entnehmen. Noch weniger ist es ge-

stattet, sich die Exploranden durch den Fabrikbesitzer auswählen oder überweisen zu lassen. Der Umstand, daß die Arbeiter der sie ausfragenden Psychologin ihre Namen nicht zu nennen brauchten, berechtigt noch nicht zur Behauptung, daß sie hätten anonym bleiben dürfen, da ja der Direktor des Betriebes wußte, welchen seiner Leute er Weisung gegeben hatte, sich während der Arbeitszeit dem «Interview» zu unterziehen. Es ist fraglich, ob sich alle Arbeiter beispielsweise über das Akkordsystem aufrichtig aussprechen konnten.

Die Fragen, welche den «Interviews» zugrunde gelegt wurden, lauteten: 1. Welchen Beruf wollten Sie in der Jugend ergreifen? 2. Wie sind Sie zu Ihrem Beruf gekommen? 3. Sind Sie schon lange in diesem Betrieb? 4. Ziehen Sie Akkordarbeit oder Lohnarbeit vor? 5. Arbeiten Sie gerne auf Schicht? 6. Arbeiten Sie gerne allein oder zusammen mit andern? 7. Schadet Ihnen die Nachtarbeit? 8. Arbeiten Sie lieber an größeren oder kleineren Maschinen? 9. Macht Ihnen die Einseitigkeit der Arbeit etwas aus? 10. Mögen Sie Ihre Arbeit? Sind Sie mit ihr zufrieden? 11. Was macht Ihnen an Ihrer Arbeit Freude? 12. Haben Sie schon irgendwelche Verbesserungen an Ihrer Maschine gemacht, oder möchten Sie irgendwelche Verbesserungen an Ihrer Arbeit oder Ihrer Maschine vornehmen?

Ein Teil dieser Fragen ist offenkundig nicht so sehr vom Standpunkt des Psychologen als vielmehr von demjenigen des Unternehmers aus interessant. Nach der Gestaltung der Freizeit, nach den Formen der vom Maschinenarbeiter benötigten Entspannung wurde nicht gefragt. Ebensovienig interessierte sich die Verfasserin für die (noch gehagten oder schon begraben) beruflich-sozialen Aufstiegshoffnungen der Exploranden.

Ich weiß nicht, welche Ergebnisse sich F. Baumgarten von der Anwendung ihres doch recht primitiv anmutenden Fragebogens glaubte versprechen zu dürfen. Es scheint mir aber, offen gestanden, reichlich naiv, durch eine dergestalt aufgebaute, oberflächliche Exploration neue Einblicke in die seelische Eigenart einer Berufsgruppe gewinnen und insbesondere zu einem Urteil über Schädlichkeit oder Nichtschädlichkeit des «Maschinismus» gelangen zu wollen.

Bedarf es einer umständlichen Enquête, um die Entdeckung zu machen, daß nur wenige Arbeiter in der Lage waren, den Berufswunsch ihrer Kindheit zu verwirklichen? Oder um zu erfahren, daß man «unter Umständen auch durch Zufall zu einem wahren Neigungsberuf kommen kann»? Oder um festzustellen, daß die Konzentration auf eine subtile Arbeit durch Lärm und durch in der Nähe geführte, ablenkende Gespräche beeinträchtigt wird? Hat sich die Verfasserin keine Rechenschaft darüber gegeben, daß sie Gefahr lief, völlig nichtssagende, banale Schlußfolgerungen zu erzielen, denen weder durch Rubrizierung sub a) und b) noch durch Kursiv, noch durch sonstigen «make up» der Charakter gewichtiger Forschungsergebnisse verliehen werden kann?

Stelle ich dreißig Rauchern die Frage: «Schadet Ihnen der Nikotingenuß?», so werden die einen mit Ja antworten, die andern mit Nein; manche werden vielleicht sogar sagen, daß ihnen der Verzicht auf den Nikotingenuß schädlich wäre. Ein objektives Urteil über den Einfluß des Nikotins kann ich offenbar nur durch physiologische und psychotechnische Experimente an Versuchspersonen erlangen. Die subjektive Auskunft der Raucher werde ich wohl berücksichtigen, aber doch gewiß nicht als ausschlaggebend betrachten. Diese Überlegung gilt erst recht für die Fragen: «Schadet Ihnen die Nachtarbeit?» oder «Macht Ihnen die Einseitigkeit der Arbeit etwas aus?» Es ist doch denkbar, daß die Monotonie gewisser Arten der Maschinenarbeit auf die Persönlichkeit des Arbeiters (auf seine Phantasie, seine geistige Aufnahmefähigkeit, seine Assoziationen, Affekte, Wünsche, Ideale usw.) Einflüsse ausübt, die er nicht zu realisieren oder nicht zu beschreiben vermag. Wie kann man da auf Aussagen abstellen, zumal in bezug auf Phänomene, die sich wahrscheinlich zu einem erheblichen Teil im Unterbewußtsein abspielen! (Sogar Intellektuelle, die gewohnt sind, sich selbst zu beobachten, werden sich ihrer eigenen «déformation professionnelle» sehr oft nicht bewußt.)

Völlig unverständlich ist mir, daß F. Baumgarten nicht den geringsten Versuch unternommen hat, die Einwirkungen der Maschinenarbeit auf die menschliche Psyche an Hand *vergleichender* Experimente zu studieren. Es wäre doch wohl aufschlußreich gewesen, Handarbeiter und Maschinenarbeiter denselben psychologischen Versuchen zu unterziehen und nach charakteristischen Verschiedenheiten der Reaktionen zu forschen. Vielleicht hätten etwa Schuhmacher, die von Hand produzieren, und Maschinenarbeiter,

die in einer Schuhfabrik tätig sind, bei im übrigen ähnlichen Voraussetzungen als lehrreiche Objekte dienen können. Eine größere Zahl von Schulentlassenen, von denen die eine Hälfte sich der Maschinenarbeit zuwendet und die andere nicht, im Zeitpunkt der Berufswahl — und nach einigen Jahren abermals — psychologisch zu testen, hätte sich vermutlich auch gelohnt.

Aussichtslos dagegen ist es, einen wesentlichen, auch kulturphilosophisch brauchbaren Beitrag zur Psychologie des Maschinenarbeiters lediglich durch kurze Unterhaltungen über die Maschinenarbeit gewinnen zu wollen. Man kommt damit, trotz Fleiß und Eifer, über gang und gäbe Gemeinplätze kaum hinaus. Die Verfasserin hätte übrigens gut daran getan, die einschlägigen Arbeiten von Herkner, Levenstein, Pound und andern zu studieren; sie würde dort sehr interessante Aussagen von Proletariern über die Maschinenarbeit gefunden haben.

V. G.

Seltsames vom schweizerischen Büchermarkt

Vom Leiter der Büchergilde Gutenberg, Dr. Hans Oprecht, erhielten wir die folgende Zuschrift:

Der Artikel in der Januarnummer mit dem gleichen Titel sagt neben Treffendem manches, was korrigiert werden muß.

Es berührt zum Beispiel merkwürdig, daß von der Büchergilde berichtet wird, sie tue gewiß ihr Bestes, doch seien ihre Bücher schon teurer geworden! Das im gleichen Moment, da die Büchergilde in der Januarausgabe ihrer Monatszeitschrift die erfreuliche Mitteilung machen kann: *Das Gildenbuch wird billiger!*

Daß der Buchhändler vom billigen Buch behauptet, es werde infolge der minderen Ausstattung weniger verlangt, ist noch lange kein Beweis dafür, daß broschiierte Bücher nicht gehen. Es kommt darauf an, was der Buchhändler empfiehlt und ausstellt. Denken wir daran, daß der Buchhandel am Verkaufspreis eines Werkes prozentual beteiligt ist: je höher der Buchpreis, je besser sein Verdienst. Von den Penguin-Books ist bekannt, daß sich einzelne Buchhändler geradezu gegen ihren Verkauf wehrten, weil der Rabatt klein war.

Schöne Broschüren werden gerne gekauft: die Büchergilde hat mit den Legenden «Die sieben Töchter des Canigou» und «Edvard Munch» im Verkauf die denkbar besten Erfahrungen gemacht.

Berichtigung

Der Schluß des von Genosse *Fritz Baumann* verfaßten, im Februarheft unserer Zeitschrift erschienenen Artikels: «*Ist Sozialismus eine Weltanschauung?*» hat bedauerlicherweise infolge eines Versehens eine Entstellung erlitten. Neben einer vom Autor nachträglich abgeänderten Fassung ist auch der ursprünglich gesetzte Text (Seite 76, Zeile 13 v. u. und ff.) abgedruckt worden. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

Red.